

dtv

Was so viele Leser in seinen Romanen lieben, das prägt auch Wilhelm Genazinos Essays und Prosaminiaturen: mit seiner Beobachtungsgabe, seinem Wortwitz, seiner sprachlichen Genauigkeit gelingt es ihm, auch aus scheinbar alltäglichen, banalen Dingen und Begebenheiten das Verblüffende, Unerhörte, nie Gesehene herauszuhören. ›Der gedehnte Blick‹ ist ein Buch über das Beobachten und das Lesen, über Lebensgeschichten und Schreibabenteuer, über Fotografien und über das Lachen. »Lachende Philosophen sind selten«, schreibt Genazino und beginnt damit eine Einführung in Theodor W. Adornos Humor; Italo Svevo gibt Anlaß zu einer kleinen Untersuchung über literarische Erfolglosigkeit; und das zufällig auf dem Flohmarkt entdeckte Foto zweier Kinder mit einer Puppe führt zu einer Reflexion über die Wahrnehmung und Abbildung des menschlichen Lebens: ›Der gedehnte Blick‹ ist ein neues »Wahrnehmungswunder« von Wilhelm Genazino.

Wilhelm Genazino, geboren 1943 in Mannheim, arbeitete zunächst als freier Journalist, später als Redakteur und Hörspielautor. Als Romanautor wurde er 1977 mit seiner ›Abschaffel‹-Trilogie bekannt. Für sein umfangreiches Werk wurde er mit zahlreichen Preisen geehrt, zuletzt mit dem Georg-Büchner-Preis 2004. Der Liebhaber spanischer Literatur, lange Jahre in Heidelberg zu Hause, lebt seit 2004 wieder in Frankfurt.

Wilhelm Genazino
Der gedehnte Blick

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Wilhelm Genazino
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Abschaffel (13028)
Ein Regenschirm für diesen Tag (13072)
Eine Frau, eine Wohnung, ein Roman (13311)
Die Ausschweifung (13313)
Fremde Kämpfe (13314)
Die Obdachlosigkeit der Fische (13315)
Achtung Baustelle (13408)
Die Liebesblödigkeit (13540)

November 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des Carl Hanser Verlags München Wien
© 2004 Carl Hanser Verlag München Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagfoto: Aus dem Privatbesitz des Autors
Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13608-2

Der gedehnte Blick

Spur des Romans

In den belebtesten Straßen Wiens findet man kleine billige Läden, über deren Eingang steht groß und breit das Wort ROMANE. Für den, der hier kauft, gehört Literatur zu den Lebensmitteln, genau wie TABAK und SPIRITUOSEN in den Läden links und rechts der Romangeschäfte. Natürlich ist es keine gute Literatur, die hier angeboten wird, aber darauf kommt es auch nicht an. Der Roman überlebt, weil er ein Begleitmedium des Lebens selber ist. Das ist, zum Beispiel, vom Theaterstück schon lange nicht mehr sicher. Das Theater ruft die Menschen eigens herbei, weil es noch immer überzeugt ist, ihnen Wichtiges mitteilen zu können. Die Selbstqualifikation, die in dieser Geste liegt, wird dem Theater nicht mehr überall abgenommen. Der Roman dagegen macht nicht auf sich aufmerksam. Er steht mit fünfhundert anderen im Regal und ist damit einverstanden, nicht entdeckt und nicht gelesen zu werden. Gerade deswegen ist er immer gesucht.

I

Die Unberechenbarkeit der Worte

Am 6. November 1913 schrieb Kafka an Felice Bauer: »Tagebuch führe ich überhaupt keines, ich wüßte nicht, warum ich es führen sollte, mir begegnet nichts, was mich im Innersten bewegt. Das gilt auch wenn ich weine wie gestern in einem Kinematographentheater in Verona. Das Genießen menschlicher Beziehungen ist mir gegeben, ihr Erleben nicht.«

Wenn ich richtig gezählt habe, stecken in diesen fünf Druckzeilen sechs mehr oder weniger auffällige Schwindeleien. Die erste (»Tagebuch führe ich überhaupt keines«) ist am leichtesten zu erkennen. Das uns heute vorliegende Tagebuch Kafkas gehört zu den eindrucksvollsten Dokumenten aller Zeiten. Zur Entlarvung der zweiten Schwindelei (»Ich wüßte nicht, warum ich es führen sollte«) genügt es, wenn wir einen einzigen Satz aus diesem von Kafka geleugneten Tagebuch hier einflechten. Er lautet: »Die Festigkeit aber, die das geringste Schreiben mir verursacht, ist zweifellos und wunderbar.« Die dritte Lüge (»Mir begegnet nichts, was mich im Innersten bewegt«) ist für jeden Kenner von Kafkas Biographie so dreist, daß sich eine Richtigstellung von selbst erübrigt. Das Gegenteil war der Fall. Es ist Kafka viel zuviel passiert, was ihn im Innersten bewegte, und er hat von diesem Übermaß oft gesprochen. Die vierte Lüge (»Das gilt auch wenn ich weine wie gestern in einem Kinematographentheater in Verona«) ist nichts weiter als eine Steigerung der dritten Lüge; das Weinen ist ja gerade das Zeichen für ein Zuviel an Bewegtheit. Die fünfte Lüge (»Das Genießen menschlicher Beziehungen ist mir gegeben«) und die sechste

(»ihr Erleben nicht«) sind die leicht durchschaubaren Flunker-Manöver eines Melancholikers, der längst erkannt hat, daß ihm seine enorme masochistische Energie alles mögliche erlaubt haben mag, das »Genießen menschlicher Beziehungen« aber mit Sicherheit nicht.

Als Erklärung bietet sich an: Kafka hat im Wohlgefühl der Entlastung, die ihm das Schreiben gewährte, seine Lügenhaftigkeit nicht bemerkt. Das Lügen – oder sagen wir nachsichtig: die Tendenz zur Verdrehung von Tatsachen im Zustand gelungener Triebabfuhr – teilt Kafka mit vielen anderen Menschen, was gewiß auch erklärt, warum Kafkas Schwindeleien bisher kaum aufgefallen sind. Die Schwierigkeit des Schriftstellerberufs liegt darin, daß das Verhältnis des Autors zu seiner Arbeit aus mehreren Phantasie- und nur aus einer Realbeziehung besteht. Phantastisch ist schon ein äußerliches Moment. Der Schriftsteller sitzt ruhig an seinem Tisch und schreibt. Und hofft und glaubt, daß dieser niedrige Gestaltungsaufwand schon ausreicht, seinen besonderen Lebenskampf zu bestehen. Natürlich ist das Ruhe-Bild am Schreibtisch ein Schein. In Wahrheit kämpft der Autor mit mehreren Mythen gleichzeitig. Erstens muß er sein Berufsbild und – darin eingebaut – seine persönliche Stellung innerhalb des Berufsstandes komplett phantasieren. Sein Beruf ist nicht geschützt. Jeder, der will, darf sich Schriftsteller nennen oder sich für einen solchen halten. Ich erinnere an Joseph Conrad, der schon mit fünfzehn überzeugt war, daß ein großer Schriftsteller aus ihm werden würde. Dreiundzwanzig Jahre lang mußte er darüber hinwegphantasieren, daß ihm seine Natur eine Begabung zum Schriftsteller vielleicht nur vorgetäuscht hatte, ehe er im Alter von 38 Jahren endlich seinen ersten Roman vorlegte und damit sicher sein durfte, daß er nicht vergeblich phantasiert hatte. Und ich erinnere an den letzten Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz, der

bald nach der Wende in einem Fernsehinterview gefragt wurde, was er denn jetzt tun werde; und Egon Krenz antwortete mit irritierender Selbstsicherheit, er werde ab sofort als Schriftsteller arbeiten.

Die beiden Anekdoten liegen nur scheinbar weit auseinander. In Wahrheit sind sie eng aufeinander bezogen. Allein in der Offenheit der Selbstzuschreibung ist – in beiden Fällen – der phantastische Gehalt des Schriftstellerberufs erkennbar. Auch der als seriös geltende Autor ist in solche Anspruchsphantasmen verwickelt. Denn trotz fortgeschrittener Professionalität erlangt er kein klares Berufsbild, keine prüfbare Qualifikation, keine unbezweifelte Autorität und keine gesicherte Erfahrung.

Die zweite Phantasie, die er sich abverlangen muß, ist erheblich intimer und delikater. Sie gilt dem Werk selbst; es muß in seinen Grundzügen vorweg phantasiert werden, ehe es wirklich werden kann. Die Werkphantasie *muß* eine Größenphantasie sein. Eine Verkleinerungsphantasie kann kein Werk groß machen; es sei denn, die Selbstverkleinerung ist, wie bei Robert Walser, gleichzeitig das Thema des Werks. Jetzt kommt sich auch der Autor wie ein Gespenst vor. Er weiß, er ist notwendig ein Phantast, aber er darf nicht als solcher erscheinen und schon gar nicht in der Öffentlichkeit auftreten.

Denn der Kontakt mit der Öffentlichkeit ruft eine weitere, die dritte Phantasie hervor, die für literarische Autoren die dramatischste überhaupt ist. Der Schriftsteller der Spätmoderne weiß, daß sein Buch nicht mehr unbedingt willkommen ist, weil die Art seiner Auseinandersetzung, die literarische, im Kanon der Mitteilungen an Kredit verloren hat. Das war einmal anders. Als sich die bürgerliche Gesellschaft während und nach der Aufklärung immer mehr durchsetzte, durfte sich der Schriftsteller als Ausdrucksagent neu-

artiger Freiheiten verstehen. Wir alle wissen, daß unsere Spätmoderne genausoviel, wenn nicht mehr Aufklärung nötig hat als die Vormoderne. Aber die Werke vieler heutigen Schriftsteller – und es sind oft die besten – finden nicht mehr zu ihren Lesern. Dies bedeutet für den einzelnen Autor, daß er sein Werk in eine Zukunft historisiert, in der später Geborene vielleicht einmal erkennen werden, daß es nützlich hätte sein können, wenn es zu seiner Zeit bemerkt worden wäre. Diese Phantasie ist nötig, weil durch sie (und oft *nur* durch sie) die Depression der Vergeblichkeit abgewehrt werden kann. Es gibt zahlreiche bedeutende Werke, denen das Echo ihrer eigenen Zeitgenossenschaft nicht mehr zuteil wird. Sie sind zwar gedruckt worden, aber in unserer Betäubungskultur nie wirklich erschienen. Dennoch halten diese Autoren durch das private und ästhetische Scheitern hindurch an der – natürlich phantasierten – Fiktion fest, daß es, wie Giuseppe Ungaretti einmal schrieb, das Ziel aller Autoren sei, eine eigene schöne, und das heißt auch: sinnhafte Biographie zustande zu bringen.

Alle drei Phantasien führen den Autor zunächst in die Irre, das heißt in die Vereitelung des Werks. Mit einer (natürlich) phantasierten Souveränität muß er die Phantome der Behinderung auf ihren Beiwerk-Charakter reduzieren, ehe er zum einzig realen Kern seiner Arbeit vordringt, zu den unscheinbaren Worten und Sätzen und Bildern, die er von sich erwartet. Die Ironie der Realbeziehung zum Schreiben besteht darin, daß ihr Eintrag ohne die Vorleistung der Phantasien nicht zu haben ist. Vermutlich ist die schwer durchschaubare Verschlingung von Phantasie- und Realbezügen der Grund, warum auch gute Schriftsteller oft töricht über ihre Arbeit sprechen. Denn niemand weiß, *wie* aus einer inneren Empfindungsschrift ein nach außen tretender Text wird, niemand wird je sagen können, *was* es ist, wovon die Schrift-

steller ihre Sätze ablösen. Oder soll ich sagen: Herausschlagen? Abbitten? Herauslügen? Auch ich weiß es nicht, und deswegen antworte ich mit einer Metapher, das heißt mit einem phantastischen Sprachzeichen: Literatur ist der Versuch, mit einem Schmerz zu sprechen. Große Schriftsteller wissen, was der in ihnen hausende Schmerz sagt, und sie wissen gleichzeitig, daß die Rede des Schmerzes eine Konstruktion ist. Aber sie suchen die Sprechstunde des Schmerzes immer wieder auf, weil sie natürlich bemerken, daß sich zwischen dem Schmerz und dem Text über ihn eine Art Ruf-und-Echo-Verhältnis herausbildet, dem der Autor immer besser beiwohnt und nachlauscht, bis er zu dessen Gefäß geworden ist.

Genauer kann ich es heute nicht sagen; aber Sie haben längst erraten, daß meine kleine Dankrede auf eine Rehabilitation des lügenhaften Franz Kafka hinausläuft. Mit Absicht spreche ich von Lügenhaftigkeit und nicht von Verlogenheit. Zur Verlogenheit gehören Vorsatz und Absicht, zur Lügenhaftigkeit genügt eine Disposition. Es ist die Disposition des Dichters, der wie ein Türwächter an den Pforten seines Bewußtseins sitzt und doch nur der erste ist, der nicht begreift, wie ein Text mit verstörender Direktheit aus einem Leben hervortritt und sofort geheimnisvoll wird. Im Gegensatz zu vielen Philosophen und Psychologen wissen Dichter nicht, was es ist, was in ihnen spricht, wenn etwas in ihnen spricht. Und sie sind nicht bereit, dieser Stimme, wenn es eine Stimme ist, einen Namen zu geben und sie das Sein, das Unbewußte, die Sprache, das Fremde oder das Nichtidentische zu nennen. Nur in der Namenlosigkeit überlebt auch die Unberechenbarkeit der Worte und ihr dann und wann lügenhafter Auftritt.

Fühlen Sie sich alarmiert

Vor etwa zwei Jahren, im Herbst, waren über Nacht die Haltestellen-Schilder der Frankfurter U-Bahn-Station »Willy-Brandt-Platz« übermalt worden. Ein Unbekannter (oder mehrere) hatten den Namen Brandt mit schwarzer Farbe durchgestrichen und statt dessen den Namen Frahm auf die Haltestellen-Schilder gemalt. Willy-Frahm-Platz. Ich wunderte mich; Willy Brandt war seit vielen Jahren tot und konnte nicht mehr diffamiert werden. Ich erinnerte mich an die Zeit, als ich selbst den Namen Frahm zum erstenmal gehört hatte. Das war in den sechziger Jahren, als Willy Brandt Regierender Bürgermeister West-Berlins war und von seiner Partei, der SPD, als Kanzlerkandidat aufgestellt worden war. Frahm war der eigentliche, der Geburtsname von Willy Brandt. Wer den Namen Frahm damals ins Spiel brachte, erinnerte Willy Brandt öffentlich daran, daß er unehelich geboren war. Die Kränkung sollte die Wähler damals in einen Konflikt stürzen. Sie sollten fragen: Darf ein unehelich Geborener Bundeskanzler werden? Die Leute, die Brandt damals diskriminierten, hatten noch mehr auf Lager. Sie erinnerten daran, daß Brandt während der Nazi-Jahre in Norwegen in der Emigration gewesen war und von dort aus versucht hatte, an der Beendigung der Diktatur in Deutschland mitzuwirken.

Sonderbar an der Kränkung in der U-Bahn-Station war, daß sie so lange nach dem Tod Willy Brandts wiederholt wurde. Immer wieder fuhr ich an den manipulierten Schildern vorbei, und ich fragte mich, ob das moralische Klima in

Deutschland der neunziger Jahre dem der siebziger Jahre ähnlich war, ob eine uneheliche Geburt immer noch ein Grund sein konnte für eine hämische Reaktion der anderen. Oder ob sich die ethischen Verhältnisse inzwischen nicht geändert hatten, ob wir heute nicht annehmen dürfen, daß die große Mehrheit der Menschen ein Opfer nicht weiter verhöhnt, sondern verteidigt. Wie soll man Menschen beistehen, die an einem heiklen Punkt ihres Lebens gedemütigt werden? Die Schmähung trifft das Opfer an einem wehrlosen Moment seiner Biographie. Das Abitur kann man nachholen, wenn es beim erstenmal nicht geklappt hat. Auch ein paar verbummelte Semester sprechen kein endgültiges moralisches Urteil über uns. Sogar ein Studium ohne Abschluß kann verkraftet werden, obwohl hier für viele die Schmerzgrenze beginnt. Aber eine uneheliche Geburt trifft das Opfer außerhalb seines Zugriffs, sie wird ihm als Teil seiner Lebensgeschichte aufgebürdet – über den Tod hinaus.

Die Reinigungstruppe des Frankfurter Ordnungsamtes ließ sich Zeit. Erst nach etwa zwei Wochen, als ich die Schmähung immer wieder gelesen hatte, spürte ich plötzlich den Effekt der Wiederholung. Wir erkennen das in der Tiefe wirksame, das faschistische Potential der Kränkung: Die Kennzeichnung will sich an die Stelle des Gekennzeichneten setzen, sie will ein sprachliches Zeichen für das Bezeichnete werden. Sie hat appellativen Charakter, das heißt, sie sucht Verbündete, die sie nach-denken und nach-sprechen. Sie ist auf der Suche nach einem Publikum, das über eine Bezeichnung Freude empfindet, womöglich Genugtuung. Der Mechanismus erinnert uns daran, daß wir Animationsobjekte sind. Was man uns lange genug vormacht, machen wir irgendwann nach. Die Kränkung, die zum Nachsprechen für andere erfunden wird, erzeugt ein Klima aus höhnischer Lust, sie wird zu einem rhetorischen Selbstläufer, der kei-

nen Urheber mehr braucht, weil er zu einem bestimmten Zeitpunkt an jeder Ecke von jedermann nachgeplappert werden kann.

II In der Akademie, deren Mitglied ich bin, in der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, kommt es zweimal im Jahr zu einem Ritual, das nicht immer ohne Peinlichkeit abläuft. Wer Mitglied dieser Akademie wird, entscheidet die Akademie selbst. Das geht so vor sich, daß drei Akademie-Angehörige einen neuen Kandidaten oder eine neue Kandidatin vorschlagen, den Vorschlag begründen und dann zur Wahl stellen. Die Akademie bittet nach jedem Wahlgang um Vertraulichkeit, und sie weiß warum. In der Regel werden die vorgeschlagenen Neu-Kandidaten auch gewählt, das heißt in die Akademie aufgenommen. Aber es klappt nicht immer. Manchmal fehlt einem Kandidaten die vorgeschriebene Anzahl von Stimmen, und das bedeutet: Kandidat X. wird, obgleich ein verdienter Mann oder eine verdiente Frau, nicht in die Akademie aufgenommen. Nach den Gründen der Ablehnung wird nicht gefragt, sie verbleiben oder verschwinden in der Diskretion derjenigen, die ihre Zustimmung verweigert haben.

Die Ablehnung eines Kandidaten ist ein schmerzlicher Vorgang. Und zwar deswegen, weil die Bedeutung des Wahlvorgangs während der Wahl in ihr Gegenteil umschlägt. Ein Akt, der als Ehre gedacht war und als Ehre begann, nämlich die Aufnahme in eine Akademie, verwandelt sich durch ihr Scheitern innerhalb weniger Minuten in eine Kränkung. Die Kränkung vibriert in mir nach, wenn ich später dem einen oder anderen abgelehnten Kandidaten wiederbegegne. Denn ich gehöre dann zu denjenigen, die von der Ablehnung nicht

nur wissen, sondern sie zu verantworten haben auch dann, wenn ich selbst nicht gegen Herrn X. oder Frau Y. gestimmt habe. Und es ereignet sich künftig etwas Seltsames. Noch bevor mir irgend etwas Persönliches zu Herrn X. oder Frau Y. einfällt, noch bevor wir zueinander Guten Tag und Wie gehts? gesagt haben, wird mein Denken Opfer meiner eigenen, jetzt kennzeichnend gewordenen Wahrnehmung. Oh!, denke ich gegen meinen Willen, der abgelehnte Herr X.! Oh! Die abgelehnte Frau Y.! Es sind stumme, sinnlose, vollautomatische Akte des Bewußtseins. Ich erfahre nicht, warum mein Gedächtnis die Kränkungen so lange aufbewahrt und bei Gelegenheit in den Dunkelkammern meines Innenlebens wiederholt. Ich würde, hätte ich hundertprozentige Verfügungsgewalt über mein Gehirn, niemals zulassen, daß diese Personen von mir herabgesetzt werden. Aber ich habe diese hundertprozentige Souveränität nicht. Zwischen dem Denken, dem Empfinden und dem Wollen gibt es Abstimmungsprobleme. Ich finde mein Denken in diesen Augenblicken töricht, ich möchte nichts mit diesem Denken zu tun haben. Aber es ist mein Denken, ich muß für den Unfug einstehen, den es gerade denkt.

Sie verstehen, warum ich Ihnen von Akademie-Intrigen erzähle und was sie mit dem Willy-Frahm-Platz in Frankfurt verbindet. Ich will Sie auf eine peinliche Eigentümlichkeit unseres Bewußtseins hinweisen: Es identifiziert, bevor es denkt. Obwohl mein Bewußtsein weder Nutzen davon hat noch Lust dabei empfindet, wiederholt es die Herabsetzung und kränkt dabei auch mich, weil ich selber der Urheber der Herabsetzung bin. Der amerikanische Sprachphilosoph John Austin nannte die erste Schmähung eine illokutionäre und die zweite eine perlokutionäre Äußerung. Illokutionäre Akte sind konstitutiv. Sie bringen das, was sie sagen, im Augenblick ihres Ausgesprochen-werdens selber hervor. Wenn

ich zu Willy Brandt (auch zu dem toten Willy Brandt) Willy Frahm sage, dann gilt Brandt im Augenblick der Umbenennung immer wieder neu als unehelich. Perlokutionäre Akte sind dagegen Sprechakte mit Nachwirkungen, die erst eintreten, wenn sie ausgesprochen sind. Die Folgen sind von der Art – Sie erinnern sich an Herrn X. und Frau Y. –, von der ich Ihnen erzählt habe.

III Vor einigen Jahren versuchte der Politiker Jürgen Möllemann seinen Parteifreund, den damaligen Außenminister Klaus Kinkel, dadurch herabzusetzen, indem er ihn einen »schwäbelnden Vorsitzenden« nannte. Möllemann ließ keinen Zweifel daran, wie diese Bezeichnung gemeint war. Sie sollte Kinkel (sowohl in der Öffentlichkeit als auch in seiner Partei) politisch ausgrenzen, sie sollte ihn als unmöglich und unfähig erscheinen lassen. Gleichzeitig nannte Möllemann einen anderen Parteifreund, den ehemaligen Außenminister Hans-Dietrich Genscher, einen »sächselnden Ersatzkanzler«. Wer an Kränkungen amtierender oder nichtamtierender Außenminister gerade nicht interessiert war, mußte von den Ausfällen Möllemanns befremdet sein. Er selbst, Möllemann, spricht ein akzentfreies Hochdeutsch. Das ist vorteilhaft für ihn und auch für seine Zuhörer. Aber offenbar glaubt Möllemann, eine tadellose Artikulation sei gegenüber einem Dialekt nicht nur ein bloß sprachlicher Vorzug, sondern ein ethischer Vorsprung, den Dialekt sprechende Menschen nicht einholen können. Möllemanns Schmähungen haben sich im politischen Alltag nicht durchsetzen können; daß aus ihnen keine gebräuchlichen Beleidigungen für Kinkel und Genscher geworden sind, liegt nicht daran, daß sie von den Betroffenen nicht als verletzend empfunden worden